

Verlag Bibliothek der Provinz

Dine Petrik

STAHLROSEN
ZUR NACHT

Strophen eines Romans

Dine Petrik
STAHLROSEN ZUR NACHT
Strophen eines Romans
herausgegeben von Richard Pils
mit einem Nachwort von Daniel Wisser
ISBN 978-3-99028-733-0

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26
www.bibliothekderprovinz.at

Coverabbildung: Dine Petrik, Werkshalle (Serbenhalle) Wiener Neustadt
Die vier Gedichte sind dem Band „Funken.Klagen“
der Autorin entnommen.
Die wahre Geschichte kann auch als Fiktion gelesen werden.

INHALT

Wach	9
Verhext	21
Verdrängt	26
Verloren	37
Versehrt	45
Verwundet	53
Verworren	70
Verscharrt	75
Versteinert	83
Verstanden	87
Verlacht	105
Wr. Neustadt und das Außenlager des KZ-Mauthausen	109
Das Licht	111
Die Macht	127
Das Schweigen	136
Die Euphorie	144
Die Realität	148
Nachwort von Daniel Wisser	157

jetzt, wo ich die letzten toten
dem heimatboden überließ
will ich drei nächte wachen
sehen, ob mir was bleibt

die erste bringt ein regenmeer
die zweite treibt mit eine
krücke her
die dritte hält in frostiger hand
jene laterne
die ich als kind gekannt –
was brauch ich mehr

WACH

WACH. Wieder wach. Eine schlagende Uhr. Ein Sog zurück. Ein Signal, ein Riss in ein Bild, das im Hirn lauert, weit hinten, tief unten. Und keine Kraft, keinen Knopf, kein Stopp: Kaum in den Schlaf abgesackt, zuckt es wieder herauf aus dem Bodensatz des Verdrängten, hält Zwiesprache mit der, die auf der Lauer liegt. Mit der lauernden Angst, die zu projizieren beginnt, zu rasonieren: das Gewesene, das Vergrabene. Ganz nahe kommt es heran. Immer wieder. Immer wieder das Kinn. Das Kinn des Alten.

Der alte Nachbar, der Aufgebahrte. Der alte Nachbar im Sarg. Sein offener Mund. Sein Kinn. Und jäh der Stich. Der Herz. Stich. Der Schmerz. Stich. Der Herzstillstandsstich. Da! Sein Kinn! Das zuckende Kinn! Der Mund! Der offene Mund!

Angst. Heult im Hirn. Geheul. Furiengeheul. Einbildung! Trugschluss! Überwinden! Vergewissern! Schau hin! – DA! Und wieder. Todsicher! Das Zucken! Das Kinn!

Schwarze Kopftücher rund um die Bahre. Ein Kinderkopf an Mutters Schulter, die Schulter nah. Und nicht da, nicht da für das Kind. Einziges Kind bei dieser Wache, bei dieser Totenbewachung. Das Kind starr. Angststarr. Augenstarr: Tot! Aufgebahrt! Der ist tot! Tot ist tot!, weiß das Kind. Da! Und wieder! Das Zucken! Es zuckt! Im Kinderhirn zuckt

und tobt es. Der Mund! Das Kinn! Das zuckende Kinn! Nein, das Kerzenlicht zuckt über den Totenkopf hin und her. Der Buchs im Wasserglas zuckt. Ganz ruhig, beruhigt das Kinderhirn. Das hin und her zuckende Brabbeln und Beten ist es.

ZWEI REIHEN BETWEIBER entlang der Bahre. Geduckt. Schwarz in Schwarz. Wie brütende Hennen. Schwarze Gesichter. In Kopftüchern vergrabene halbe Gesichter. Aus schwarzen Kopftüchern brabbeln die Vater unser. Halb auf halb. Der Rosenkranz schmerzt über den Aufgebahrten im halben Sarg hin und her. Da! Wieder! Sieht denn das ... Haben die Augen offen, halb offen. Halb offene Augen, die sehen und nicht sehen. Und die starren, erstarrten Verwandten, die Nachbarn. Die wissen und sehen. Die nichts wissen und sehen.

WACH. Wieder dieses Geheul. Ein Schnitt durch die Nacht, durch den Schlaf. Das Geheul eines Mopeds beim Zurückschalten, um mit dem ersten Gang den Anstieg der Straße zu nehmen. Das Geheul einer Sirene im langsam ruhig gewordenen Dunkel. Egal, ist dem Fahrer egal, er heult, er lässt Luft ab. Hat die Nacht mit Bier zugeschüttet. Im Gewesenen klaffen mehr Löcher als im Asphalt. Sucht ein Licht für die Nacht, einen Blick, einen Ausblick, einen Anhalt. Er heult an den blickdicht gemachten Fassaden entlang. Durchwegs heruntergezogene Jalousien. Da und dort ein Flimmer, ein Zitterlicht im Vorbei. Kein Blick ins Innere. Man sitzt im Traumschiff, man harrt der

Dinge: Ob die Intrige jetzt endlich aufgedeckt werden wird. Ob das Liebesleidhappyend heute gelingen wird. Man lebt auf, löst sich auf, ist erregt, fasziniert und zum Heulen animiert.

Und auch das: Mord und Totschlag. Wie im TV. In der Brotlade das Messer. Ist schnell zur Hand. Suizid, wie gehabt. Im Stadel der Strick.

Und du. Was tust du, fragt die Mutter. Die Buben, die spielten mit Vater in der Kapelle. Und du ... Was. Tust du. Schlucken. Nicht heulen. Was. Kannst du. Es sitzt in der Kehle, im Gaumen. Die stolze Mutter und ihre Buben. Zwei Fremde. Und du. Was. Viel. Kannst mehr als viel. Alles, was auch die Mutter kann. So ein tüchtiges Kind, lobte die Nachbarin. War aber nichts: Hat man zu sein, so die Mutter.

Brotbacken war nichts für das Kind. Den Händen der Mutter beim Teigkneten zusehen. Wie rasch Laib um Laib geformt und mit dem langen, flachen Holzschieber in den Kamin geschupft war. Ja nicht auf die Glut, so die Mutter. Der Duft des Brotes, der sich nach längerer Backzeit von der Küche aus durch die Stuben zog, um sich mit den Gerüchen, den feuchten und abgestandenen zu mischen. Die Hände der Mutter. Abwischen im blauen Viata. Die Hände der Mutter beim Brotschneiden. Das Kreuz auf die untere Seite des Laibes.

Ob die Buben ihn auch geliebt haben, den Geruch des warmen Brotes, diesen Geschmack, der sich bis zum letzten Laib, bis zum letzten Stück Rinde hielt. Mit einem Stück Brot im Hof stehend – kauend, genießend, schauend und in die Küche hinein, noch

ein Stück, Schmalz darauf und schnell wieder hinaus, wo die Mutter eben die Hausiererin, die ein Stück Wollstoff für ein paar Eier tauschen will – oder für ein bisschen Schmalz? –, zum Tor hinauswirft.

Eine schöne Sprache hat sie, bitte, sagt die Hausiererin, sich im Tor nochmals umdrehend: Es gibt nichts zu essen in Wien, meine Kinder hungern, Russenzone, sagt sie. Bei uns auch Russenzone, sagt die Mutter, und wirft das Tor zu. Warum denn, warum, denkt das Kind, es denkt, es fragt nicht, es hat nichts zu fragen. Die Schmalzdosen sind voll, denkt das Kind, und Eier mehr als genug.

Sieht die Hühner im Hof und den Hahn, sieht den Rechen über dem Schubkarren und den löchrigen Buckelkorb vor dem offenen Stadeltor und drinnen den Leiterwagen. Und ein Geruch bis hierher: der vom Gerstenboden, der Hafer, der Roggen. Und aus dem Keller darunter die Erdäpfel, die Rüben. Und noch ein Geruch, der Geruch zweier Fässer, die mit dem sauren Noah gefüllten Weinfässer, der, mit dem Weinheber heraufgeholt, jedem ein Brrr, ist der sauer! abringt, der ihn probiert. Und noch ein Geruch, vielmehr ein Gestank, der vom Misthaufen, der vom Stall.

Und mit zusammengekniffenen Augen hinauf zu den gelben Kukuruzkolben unter dem First, aufgehängt im letzten Jahr, dazwischen das verlassene Schwalbennest, weil die nur dort bleiben, wo es friedlich ist. Und weiter hinauf ins strahlende Blau, in das der hoch aufgeschossene Birnbaum seine Äste streckt. Und sonst. Hat alles mit dir zu tun.

Und sonst. Ein paar weiße Wolken im Blau. Liebste Farbe. Es gibt ja so viele: Das zarte Glockenblumenblau in den Wiesen. Das dunkle Kornblumenblau zwischen den wispernden Weizenhalmen. Das Blau der Hügel, vielleicht gar Berge, die die Gegend umstehen, ein Blau, das mit zusammengekniffenen Augen den Himmel zu fassen scheint. Ein Himmel, der nicht selten die Sonne zu verschlucken scheint, um schwarzblau herabzustoßen, bis das blaue Kleid und das blaue Viata tiefend am Körper hängen. Und sonst. Schon wieder Blau? Ist deine Farbe, sagt die Mutter. Ihr blauer Befehlsblick. Sie tut, sie denkt Arbeit, denkt Arbeit und Arbeit, sie denkt mit den Händen, sie denkt und lenkt sie in andere Hände, in Kinderhände. Weil du. Im blauen Befehlskleid mitsamt dem Viata. Barchent heißt der Stoff, sagt die Mutter.

Du denkst an die Buben. Die nicht vorhandenen Buben, die zwei erwachsenen Fremden. Wo. In blauer Ferne. Es gibt kein Erinnern an sie. Sie wird wieder stolz sein, die Mutter. Wenn erst der Vater zurück ist, der fremde. Auch er fremd, ein Fremder. Aber ich kenne ihn, ich kenne ihn bestimmt. Auch wenn ich ihn nicht kenne, kenne ich ihn, denkt das Kind. Wenn der Vater zurück ist, wird er mich lehren. Die Klarinette liegt ja bereit. Die seine, die deine. Stolz! Auch auf mich.

DENKEN. Was. Und wie. In ganzen Sätzen. Ja. Nein. In halben. Nur Worte. Nur halbe Sätze. Dort, wo der Blick wie nichts hängen bleibt, in dieser Bläue, im hellblauen Wind, denkt das Kind mit der windstillen

Kehle. Und was. Und sonst. Schweigen. Hin und her denken. Fort und zurück. Warten. Abwarten. Schauen und hinsehen. Sehen, was die anderen nicht sehen. Das nicht Gesagte und das Gesagte. Das nicht Gesuchte und das Gesuchte. Das Bild vom Vater.

WAS. SIE SEI ER? Seine Augen, die Züge, heißt es. Der Fremde war ein, zwei Fotos. Das eine mit dem Vermerk: „Jän. 1944“ auf der Rückseite. Also vor dem Gehen, vor dem Einrücken entstanden. Im weiß gezackten Graugrau ein Gesicht. Was, seine Züge? Nie. Niemals. Nichts Vertrautes. Ein strenger, unfreundlicher Blick, über der Stirn straff ein Scheitel. Was war dahinter. Was verbarg sich dahinter. Was. Hat er was gesagt? Sie sollte ihn kennen?

War sie ihm den Gedanken wert, als er ging? Hat er sie gedacht, als sie entstand, gedacht, als er es zeugte, ein neues Leben, ein drittes Kind, neunzehn Jahre nach dem Ältesten, der längst im Feld war. Hat er sich einen Ersatz gedacht, einen Ersatz für sich selber, ob Bub, ob Mädels egal? Nein, einen Bubenersatz! Hat sich einen Ersatz für die Buben gedacht, hat sich einen Lückenschließer gedacht.

Einen Ersatz für die Lücken, die zurückbleiben werden, weil sie nicht mehr sein werden. Weil sie, nachdem sie gegangen sind wie in einen Dom hinein, in einen „heiligen Krieg“, in diesem verreckt sein werden. Und er, der ihnen gefolgt ist: Hat er gedacht, voraus gedacht, an die Kausalität einer Fortsetzung gedacht? Was. Und wie. Sie dem Kind zugedacht, im Augenblick des Orgasmus. Hat er ihn genossen den

heißen Strahl, den eiskalten Schauer. Hat einzig an seine Lust gedacht. Keinen Augenblick an ein Kind. Was. Was hat er gedacht? An ein Ersatzkind. Hat er es seiner Frau zugedacht. Hat er sich gefragt, ob diese fähig sein würde, willens sein könnte, sich einzulassen auf ein neues Kind, es zu lieben, es zu beschützen, zu unterstützen. Was hat er gedacht. Voraus. Und das Sagen geschluckt: die Kehle, der Gaumen. Was. Als er ging. Ihm folgend der Mond, der eine weiße Sichel war. Das Krähen des Hahns, das ein Schreien war. Das Bellen des Hundes, der so alt wie das Kind war.

Das Kind. Es war da, keine zwei. Noch ein Blick, ein Ton hin zum Kind? Am Leben, das Dirndl. Das früh zu gehen anfangen wird. Vor der Zeit. Vor und zurück und im Kreis. Und wachsen, zwischen den langsam vergehenden Zeiten und Jahren schneller und noch schneller wachsen. Hoch hinauf, über die Kukuruzstauden hinaus. Über die Schulter der Mutter hinaus, um als Knecht ihr zu dienen.

Und sonst. Sobald sich die nächste Winterkralle geöffnet hat, über die geduckten Hügel davon und dorthin, wo in der untergehenden Sonne die Funken sprühen. Wie ein bestrahlter Tanzboden, eine Bühne. Was war dahinter, hinter dem Gleißeln und Strahlen. Ein Weg, ein wegweisendes Licht, ein Satz, ein Ansatz zum Gehen. Etwas Schützendes, Stützendes denken. Aus dem Schatten heraus, der neben dir herläuft. Es ist der seine, der deine. Der Mutterschatten ist es.

Es ist ein neuer Schatten im Haus. Die Frau des Bruders wirft Schatten, einer, der die Arbeit der Mutter ins Stocken bringt: Schau, wie faul die ist,

die hat zwei linke Hände. Und er, auch er wie ein Schatten. Kein Bruder. Was. Wer oder was überhaupt. Ein Verlorener. Feige Sau, heißt es im Dorf. Ein Deserteur, der feine Herr Bruder, klärt hämisch grinsend der Nachbar auf. Was. Deserteur? Ein neues Wort. Tür auf und hinaus. Und wieder zurück. Auch du, auch du auf der Flucht. Von daheim weg. Dein Zufallsleben ist daheim in Gefahr. Und von ihm, dem Erzeuger? Ein Ton? Ein Wort? Mit dem knarrenden Sessel. Es ist der seine, der deine.

Nimm dich an der Hand. Du. Nützt ja doch nichts. Nicht denken. Schlucken. Die Kehle, der Gaumen. Das Gewesene ist nicht. Ist so nicht gewesen. Gibt anderes zu denken als das Erinnern denken. Du, eine andere. Die Andere macht sich auf in eine andere Herkunft. Und wie. Und wohin. In ein Dunkel, das kein Erinnern zulässt. Doch das Vergangene ist nicht tot, nicht einmal vergangen ist es. Wer das gesagt hat. Und er. Nie sichtbar, nie greifbar. Und doch ist er da. Ist da gewesen. Ein Geheimnis. Es aufheben. Später. Erklärt sich später, heißt es.

Ging neben ihr her, so lange es ging. Hielt das Kindheitsleben zusammen, hielt beim Sprung darüber die Hand. Versagensängste. Bestehenmüssen. Dass sie ihn sich geträumt hat. Eine Krücke zum Gehen. Gemessenen Schrittes gehen. Um gehen zu lernen, um fallen zu dürfen an seiner Hand. Über die ausgetretenen, vom Regen herausgewaschenen Wurzeln der Fichten am Waldweg, wenn es aus dem Dunkel *Jedermann* schrie, wenn **DIESER SCHWARZE MANN** heulte und schrie, laut, heiser, leiser.

Dieses Schreien galt ihr. Dem Kind zgedacht schrie der Tod. Der *Je-der-mann-Tod* schrie genauso wie der, der gestern aus dem Wirtshaus-Fernseher geschrien hat. *Je-der-mann!* Wieder und wieder. Dich fest an der Hand. Eine Kreissäge? Nein. Ja. Schreit nicht so. Doch. Nein. Ja. Wo. Die Wurzeln stellen sich auf, stehen dir entgegen. Auf und weiter. Lauf weiter, schneller, der Rechen schlägt gegen das Schienbein. Vorne, die letzten Fichten, die dicke Eiche am Waldeck, die dich immer grüßt, ihr Schatten quer über dem Weg.

Raus aus dem Wald. Jetzt noch der Feldweg: der *Je-der-mann* folgt, er verfolgt bis ins Dorf, leiser, heiser. Endlich daheim. Kein Wort, kein Ton. Kein Daheim. Sagen gibt's nicht. Zu fragen ist nichts. Kein Schlaf. Ein Würgen in Kehle und Gaumen.

WAS FÜR EINE NACHT. Die Zeiger am Handgelenk gehen auf vier Uhr früh. Die Luft stickig, modrig. Schon wieder wach, geweckt, aufgeschreckt. Der neue Morgen dämmt ins Fenster, unabwendbar. Unabwendbar das, was schon dem alten auf den Schultern gelegen hat. Zu träge gewesen, es ihm abzunehmen. Zu feige gewesen, es anzunehmen. Kein Auge zugegan. Die Bilder des Tages hinter den Lidern. Die Ohren voll mit der dumpfen Stimme des Schlafs.

Schon vor ein paar Stunden auf der Gasse gewesen, den „Diamant“ bestaunen. Wie heißt es im Lied: „Der Himmel ist wie ein Diamant.“ Ein riesiger, schwarzblauer, fast greifbarer Diamant. Den es nur hier gibt. Berühren. Begreifen. Die Nacht begreifen. Das Leben

begreifen, es in die Hand nehmen. Das Äonengeglitzer Leben unter dem diamantenen Firmament. Die Vorstellungskraft eines Kindes: Staunen. Staunen. Unzählige Netze aus Sternen. Und während des Zählens löste sich da und dort einer aus der Vernetzung: Sternschnuppenstürze im freien Fall. Sternschnuppenwünsche. Viele, so viele. Und immer nur einen. Und Fragen, so viele. Ob sie alle einem Gesetz unterliegen. Einer Macht, einer Gemeinschaft, einer Isolation. Ein jeder allein. Ein jeder für sich. Wie auch sie.

WIEDER WACH. Die alte Matratze. Der Altengeruch, der den Kästen und Truhen entsteigt. Der abgestandene Stubengeruch, der sich trotz aufgerissener Fenster und Türen an sie gekrallt hat, in sie hinein, sie atmet diesen Geruch, er hängt ihr in der Lunge, hängt in den Haaren, in jeder Pore. Das Unabwendbare. Bloß nicht unterliegen. Der freie Wille. Ein anderer Standplatz. Ein neuer Zustand. Noch ist es Sommer. In ihr gewesen. Nein, ist es noch! Ist es noch! Die warme Augustnacht und das unabwendbare Gewesene, das sie seit Betreten des Hauses umhaucht. Die eingesogenen, innen haftenden, kratzenden Folien der Jahre. Die nachtseitigen Tage mit ihren Gräben und Rissen. Die dumpfen Atemzüge der Angst. Nur diese Nacht noch. Sie herumbringen. Aufstehen. Entgehen. Die nächste hat nichts mehr zu sagen: Einatmen. Aus. Und gehen.

WACH, wieder wach. Wachgekräht von den Hähnen. Ein Kratzen im Hals. Nichts hat sich geändert. Zum

Wasserhahn in die Küche. Das abgestandene, kalte Wasser. Das Gesicht im Spiegel. Das abgestandene Gesicht, das Gesicht von hier. Der Lichtstreif quer über den Bretterboden. Der Griff zur Jacke. Der alte Birnbaum im Hof. Noch lebt er. Sein spärliches Rascheln. Das Krähen der Nachbarhähne. Eigene gibt es nicht mehr, seit dem Gehen damals mit Rucksack und Koffer, im Rücken das Krähen zum Geleit. Fängt einer an, stimmt der nächste ein: Wer schreit lauter, wer öfter. Einem jungen Hahn, der sich allmorgendlich ab drei Uhr früh krächzend zu übertreffen gesucht hat, wurde aufgelauret: Dann krächte er nicht mehr. Der nächste scharrte bereits in den Startlöchern.

Hähne, die mit den Hennen nachts auf dem Birnbaum gehockt sind. Verhexte Viecher, haben die Leute hämisch gesagt und getuschelt. Und damit die Hausbewohner bedacht. Gekicher. Gegacker. Geschwätz. Auf dem Baum. Ob er sich gewehrt, die Brut abgewehrt hat. Ob er unter der Last der auf seinen Ästen und Zweigen haftenden Federpatzen gelitten hat. Zwei, drei Dutzend dieser hafteten, klebten, ließen sich selbst vom Sturm, wenn er durch den Hof gefegt war, um Tür und Tor aufzureißen, zwar schütteln, aber nicht ab. Eher warf er die noch unreifen Birnen ab, denn die Hühner.

Nicht im Hühnerstall, wie die Nachbarhühner, die sich mit flatterndem Flügellüften über den Boden hin begnügten. Hier wurde oft schon vor Einbruch der Dämmerung Anlauf genommen: Ein paar heftige Flügelschläge – und hinauf in die windigen Höhen, dem Hahn nach: was die eine konnte, konnten die

anderen auch. Eine sportliche Übung, die manchmal misslang.

Dann wurde, zum Gegacker und Gekicher von oben herab, zum zweiten Start angesetzt. Ein sich wiederholendes Spiel, ein Riesenspaß, übernommen von Generationen. Der Haftung am Boden entzogen. Den gehässigen Worten, dem Geschrei und Gekrächze unten, dem eisigen Schweigen enthoben. Jede Nacht auf dem Baum, ob jung oder alt, selbst bei klirrender Kälte. Besprachen sich, beschwatzten laut und hämisch den gewesenen Tag. Kicherten über das Hetzen und Hasten im Hof. Beklagten, bevor ihnen die Augen zufielen, seine verhexten Bewohner.

Hinaus auf die Gasse. Die dunkle Senke der Ferne. Der nahe, dampfende, duftende Wald. Darüber, der Haftung am Boden entzogen, ein Streifen Helle, ein starkes, vertrautes Licht, gezogen von einer Hand, einem Gesetz. Unabwendbar.

II

VERHEXT

JA, ER, plötzlich war er da gewesen. Ein erwachsener Bruder. Ein neues Wort, Bruder. Ein neues Gefühl. Einer. Der aus dem Krieg Heimgekehrte. Der noch ein paar Wochen zugewartet hat im Kellerloch des Onkels. Der sich erst nach und nach herausgetraut hat aus dem Loch, um auch Heimkehrer sein zu dürfen. Der andere ist ein Vermisster, ein weiterhin vermisster Bruder. Ein für immer Vermisster.

DIE DÜNNE FIGUR des Heimgekehrten schon nach ein paar Jahren geknickt, eingedrückt, bedrückter nach jedem Wirtshausbesuch. Kein Reden, kein Lachen. Auch kein Gesicht. Das Gesicht weggeduckt, versteckt unterm verbeulten Hut. Lächerlicher Hut, lächerlicher Blick. Der Blick schräg am Kind vorbei. Der erwachsene Bruder, der dem Kind alles war. Objekt der Bewunderung. Abgott der Mutter, angebetet, dem Kind vorgebetet. Schon bald auch Ehemann. Der und jener. Kein Ersatz. Kein Vaterersatz und auch kein Bruder. Nicht da für die Schwester, für die Nachzüglerin, die lange auf den Moment warten wird, bis die Frage gestellt wird: „Hast du Soldaten erschossen im Krieg?“

Um die verdrossene Antwort zu hören: „Ja, einen Russen. Ich war halt schneller, sonst stünde ich nicht da.“

Er sei dort Funker gewesen. In der Ukraine, nein, in Polen, so die Mutter. Er sei dort sehr krank geworden. Das Foto zeigt einen dünnen Strich beim Erdäpfelschälen: Soldatenhose. Hemd weiß, ein hängender Hosenträger. Nach ein paar Tagen daheim auf Genesungsurlaub sei er erneut eingezogen worden. In die Normandie. Also auch er in Frankreich? Ja! Punkt!

Und jetzt. Eine junge Familie, die er flieht. Vor sich selber flieht er. Sein geliebtes Saxofon rührt er nicht an. Wo war er. Wo sein Gesicht. Verloren im Krieg. Auf der Flucht verloren. Aus Frankreich geflohen. Quer durch das Deutsche Reich. Wie war das möglich. Nicht heim, ins Elternhaus, ins Haus des Onkels hat er sich bei Nacht und Nebel geflüchtet.

Die Flucht vor der Fahne ist ein Verbrechen. Im Haus ein Verbrecher. Feige davongekommen als einziger männlicher Teil der Familie. Davongekommen. Die bereits dreiundvierzig und vierundvierzig für den Führer gefallenen Söhne des Onkels. In dessen Hand die zwei blauen Briefe und im Mund der stolze und stete Nachsatz: „Der Josef bei der Marine und der Karl bei der Luftwaffe.“ Für den Führer gefallen. Gefallen fürs Vaterland.

„FÜR WELCHEN FÜHRER, für welches Vaterland?“, waren Antworten jenes gewesen, der sich hat retten wollen, um nicht fallen zu müssen. Ums Leben ging es, ums Überleben! Umsonst. Fallen wird er. Fallen muss er. Missachtung. Verachtung. Ächtung. Eine Bürde, die nicht zu tragen war, die den Konkurs des

„Abgotts“ ausgelöst hat, zunächst den äußeren – zugleich den inneren. Umsonst. Die Liebe der Mutter umsonst. Sie hat nicht vermocht, ihren Erstgeborenen zu retten.

DER VERFALL war sichtbar. Ein Verrotten war es. Er ließ sich verdrecken, verrotten. Er ging ins Wirtshaus. Was ihm neue Verachtung eingebracht hat. Versager, hieß es. Selber schuld. An der Schuld erstickt: Die eigene Schuld. Was. Alles eingeredet, alles ausgeredet. Es sollte noch dauern, bis. Bis zum Gehen, bis zum Griff, bis zur Selbstermächtigung, bis zum Strick: „Ich lebe wie in einer Hölle. Ich ertrage die Schmerzen nicht mehr“, wird in seinem Abschiedsbrief stehen.

DIE WINTERNÄCHTE bei Tante und Onkel. Draußen die klirrende Kälte. Drinnen die Hitze, die der Küchenherd ausstrahlt. Auf dem Küchentisch Berge von Federn. Pölster und Tuchenten für die Aussteuer der Cousinen. Nächtelang Federnschleifen bei Hexen- und Geistergeschichten, bei Geschichten vom Krieg, vom Ersten, vom Zweiten, von Tod und Teufel. Die Kopftuchhennen gackerten wie aufgezogen. Eine willkommene Zerstreuung für die Mutter, eine Chance, die öden Winternächte mit Tratsch zu beleben. Hier konnte sie reden, unentwegt reden, mehr hatte sie nicht zu sagen, mehr hatte sich nicht geboten.

Das Kind mittendrin. Im Sog der Alten, der alten Kocz: Verhextes Weib, klar, eine Hexe, hieß es. Unter dem schwarzen Barchenttuch kein Gesicht. Ein Halb-

viertelgesicht, ein Gesichtslloch. Um das Mundloch herum ein Kranz Falten. Das spitze Kinn mit der Warze: Saß nachts beim Federnschleißen dem Kind gegenüber. Obwohl dieses, mit acht, neun, nie gewagt hätte, den Blick dieser Hexe zu suchen. Zitterrige Töne stießen ihr aus dem Loch, ein Kichern, ein zitteriges Stöhnen: Hihi-hih-ih! Die Federn flogen vom Tisch, stoben auf, hoben ab. Das Kind sammelte sie wieder ein bei Schuhen und Kitteln, aus denen es stank.

Hätte sie auch gekonnt, hieß es hinterher, hinter vorgehaltener Hand. Abheben. Habe eine Salbe gehabt, eine Hexensalbe. Als Junge habe sie, in mond hellen Nächten, die Salbe verwendet. Zum Abheben. Unter die Achseln geschmiert, und ab, hieß es. Frühmorgens sei sie dann auf der Kellerstiege gelegen, mehr tot als lebendig.

Da war der Geruch dieser Alten, scharf und sauer, sie hatte ihn in der Nase.

kindheit, ein hort der liebe
und ich kind verwunschen
wie das haus verwunschen
das mein elternhaus war

am tag war es mir vertraut
doch nachts, oft schon
in die abendstimmung hinein
fielen schatten lang in den hof

dann wurde kammer und stall
ein reich für hexen und geister
in das ich nicht eindringen wollt
und wenn man es noch so befahl

die hühner schliefen zur nacht
nicht im hühnerstall, wie beim nachbarn
am alten birnbaum im hof
hockten sie samt dem hahn

bei mondschein konnte ich katzen
am dachboden kegelspielen hören
hexen, hörst du sie, mutter?
sie schlief und hatte mich gern

kindheit, ein wort für liebe
angst und tränen schüttete ich
immer lautlos in mich hinein
ich dachte, verwunschen zu sein

DINE PETRIK, geboren 1942 im Burgenland, Tochter eines Musikers, der, wie ein älterer Bruder, im Krieg geblieben ist. Suizid des zweiten Bruders, der als Deserteur überlebt hat. Herangewachsen in Wien, lebt in Wien. Bürolehrgang, verschiedene Brotberufe, Weiterbildungskurse. Die Wiener Kunstschule, Akademie der bildenden Künste, in Abendlehrgängen. Schreibt und publiziert seit 1990. Literarisches Debüt mit dem Gedichtband „Sonaten für Wasser und Wind“. Sechs Lyrikbände, gekennzeichnet von sprachlich-bildnerischer Kraft. Zwölf Bücher, u.a. auch Reisebücher. Erzählung und Biografie über Hertha Kräftner im Otto Müller Verlag und in der Edition Art Science. Essays und Feuilletons in verschiedenen Tageszeitungen und Anthologien. Trägerin mehrerer Preise und Stipendien.
<http://www.dine-petrik.com>

Im Verlag Bibliothek der Provinz:

„Flucht vor der Nacht“, Roman

„Funken.Klagen“, Gedichte

„In ihrem Roman *Flucht vor der Nacht* legt Dine Petrik die Abgründe einer vom Gewissen geplagten Seele frei, indem sie den Leser mit den Bewusstseinsströmen eines alternden Künstlers konfrontiert ...“ (Der Standard)

„Ben Bogathy, von seinem Kunstanspruch zerfressen, drängt sich uns auf, weil Dine Petrik die richtige Stimme für ihn gefunden hat ...“ (Die Presse)

Funken.Klagen: „Ausgesprochen schöne Gedichte“: „... man darf überlegen, ob eine solch zwanglose Verbindung eher dem Sinn oder der Musikalität des Ganzen zugute kommt. Beides ist auch zugleich zu haben, denn gute Lyrik ist, wie Paul Valéry in einer unübertroffenen Formulierung festhält, ‚das angehaltene Zögern zwischen Klang und Sinn‘.“ (Wiener Zeitung)

DANIEL WISSER, geboren 1971, lebt in Wien. Schriftsteller, literarischer Performer und Musiker (Erstes Wiener Heimorgelorchester). Seit 2003 erschienen die Romane „Dopplergasse acht“, „Standby“, „Ein weißer Elefant“ und eine Sammlung Prosatexte unter dem Titel „Kein Wort für Blau“, zuletzt erschien der Roman „Löwen in der Einöde“ (Jung und Jung).

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien